



Wem gehört der Weinberg?

2. Sonntag in der Passionszeit, „Reminiszere“, 5. März 2023

Pfarrer Ralph Kunz

Und er fing an, zu ihnen in Gleichnissen zu reden: Ein Mensch pflanzte einen Weinberg und zog einen Zaun darum und grub eine Kelter und baute einen Turm und verpachtete ihn an Weingärtner und ging ausser Landes. Und er sandte, als die Zeit kam, einen Knecht zu den Weingärtnern, damit er von den Weingärtnern seinen Anteil an den Früchten des Weinbergs nähme. 3 Da nahmen sie ihn, schlugen ihn und schickten ihn mit leeren Händen fort. 4 Abermals sandte er zu ihnen einen anderen Knecht; dem schlugen sie auf den Kopf und schmähten ihn. 5 Und er sandte einen andern, den töteten sie; und viele andere: die einen schlugen sie, die andern töteten sie. 6 Da hatte er noch einen, den geliebten Sohn; den sandte er als Letzten zu ihnen und sagte sich: Sie werden sich vor meinem Sohn scheuen. 7 Sie aber, die Weingärtner, sprachen untereinander: Dies ist der Erbe; kommt, lasst uns ihn töten, so wird das Erbe unser sein! 8 Und sie nahmen ihn und töteten ihn und warfen ihn hinaus vor den Weinberg. 9 Was wird nun der Herr des Weinbergs tun? Er wird kommen und die Weingärtner umbringen und den Weinberg andern geben. 10 Habt ihr denn nicht dieses Schriftwort gelesen: »Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden. 11 Vom Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen«? 12 Und sie trachteten danach, ihn zu ergreifen, und fürchteten sich doch vor dem Volk; denn sie verstanden, dass er auf sie hin dies Gleichnis gesagt hatte. Und sie ließen ihn und gingen davon. (Mk 12,1-12)

Mein Grossvater war Bauer im St. Galler Rheintal. Der Betrieb gehörte allerdings nicht ihm, sondern der Gemeinde Eichberg; der Hof war Teil des «Bürgerheims» – eine gemeinnützige Einrichtung. Mein Grossvater war Pächter. Das Vieh, das Mostobst und das wenige Ackerland warfen allerdings nicht viel ab. Es waren damals in den 1920er und 1930er Jahren, als er den Betrieb übernahm, schwierige Zeiten. Eine Option war auszuwandern. Ein Appenzeller Cousin, Konrad, war Melker in Wisconsin. Er schrieb meinem Grossvater einen Brief, in dem es hiess: «Emil, komm herüber, hier ist das Paradies.» Was tun? Meine Grosseltern wurden sich nicht einig. Sie standen vor der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens. Also beschlossen sie, die Bibel zu fragen. Sie schlugen «blind» das Buch auf und lasen das, was auf der Seite stand, als «Losung». Ein riskantes Verfahren! Ich würde es niemandem empfehlen. Bei meinen Grosseltern scheint es geklappt zu haben. Sie sind bei Jeremia 29 gelandet: «Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte ... Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl.»

Aufgrund dieser Losung blieben meine Grosseltern Pächter im Rheintal. Sie hatten fünf Töchter und es ging ihnen gut – wenn auch in sehr bescheidenen Verhältnissen. Und doch war ein «Rest» Unzufriedenheit. Mein Grossvater hätte gerne einen eigenen Hof erworben – e Héémet, wie die Appenzeller sagen. Aber das vermochte er nicht. In Amerika wäre das vielleicht möglich geworden. Und dieses «Vielleicht» nagte an ihm. Wie auch immer. Die jüngste Tochter war meine Mutter und ich bin froh, haben meine Grosseltern das 29. Kapitel aufgeschlagen. Sonst wäre ich nicht da. Oder ein Ami. Vor allem bei Jeremia gäbe es auch Texte, die eher zur Flucht raten. Zum Beispiel das Lied vom Weinberg, das wir als Lesung gehört haben, natürlich nicht blind gewählt, sondern passend zum Evangelium ausgelesen.

Im Lied vom Weinberg beklagt sich Gott über sein treuloses Volk – in der Rolle eines Weinbauers, der viel in seinen Rebberg investiert, eine Mauer gezogen und einen Turm gebaut hat, um gefräßige Tiere und gierige Räuber abzuwehren. Aber die Reben haben dennoch schlechte Trauben hervorgebracht. Also beschliesst der frustrierte Bauer seinen Weinberg dem Erdboden gleichzumachen. Für jüdische Ohren hat das Lied vom verwüsteten Weinberg einen bitteren Klang. Es ist eine Gerichtsansage und rührt an das Trauma der Diaspora. Diese Losung hat sich ihnen eingepägt: «Der Weinberg Gottes aber ist das Haus Israel und die Menschen Judas seine Pflanzung, an der sein Herz hing. Er wartete auf Rechtsspruch, siehe, da war Rechtsbruch.»

Auch Jesus erzählte seinen Zuhörern ein Gleichnis. Wir haben es gehört. Und sogleich wird klar, dass der Meister der Parabel mit dem alten Lied spielt – aber seinen Bildgehalt variiert. In der Jesusversion hat der Besitzer des Weinbergs Pächter eingesetzt. Er selbst ist nicht anwesend. Er zählt auf die Treue seiner Stellvertreter. Sie dürfen Gewinn erwirtschaften, aber sollen für den Herrn reservieren, was ihm zusteht, weil der Weinberg nicht ihnen gehört. Von Zeit zu Zeit schickt der Besitzer Knechte, um seinen Anteil einzufordern. Aber die Pächter wollen keine Pacht zahlen. Rechtlich begehen sie Vertragsbruch. Im Jesusgleichnis sind also nicht die Trauben, sondern die Verwalter schlecht. Sie betrügen den Besitzer plündern den Weinberg und werden kriminell.

Höhepunkt respektive Tiefpunkt im jesuanischem Weinbergdrama ist der Mord am Sohn des Besitzers. Bedenkt man die Vorgeschichte mit den ermordeten Knechten, mutet dessen Kalkül ziemlich riskant an. Er sagt sich: «Meinen Sohn werden sie respektieren und ihm Achtung erweisen. Er ist schliesslich der Erbe. Wenn der Sohn kommt, um den Anspruch seines Vaters durchzusetzen, ist es, als ob der Vater selbst kommen würde.» Aber auch vor diesem letzten grossen Frevel schrecken die Pächter nicht zurück. Sie bringen den Sohn um, weil *sie* die Chance wittern, das Erbe an sich zu reißen. Sie fühlen sich als die Herren des Weinbergs, nicht als Pächter.

An dieser Stelle unterbricht Jesus die Erzählung; er wechselt die Ebenen und spricht die Zuhörenden an: «Wie *wird* der Weinbergbesitzer reagieren?» Geschichtenerzähler pflegen das zuweilen zu tun, um die Aufmerksamkeit ihrer Hörer auf die Pointe zu lenken. Nötig war es bei diesem Plot der Story sicher nicht. Jeremias Lied im Hintergrund sorgt dafür, dass seinen Zuhörern klar ist, was gemeint ist, wer welche Rolle spielt, worauf das Ganze hinausläuft. Jesus zieht den erwartbaren Schluss, den diese Geschichte haben wird. Dem Besitzer reicht es. Er wird die bösen Verwalter richten und töten. So ergeht es Verbrechern, wenn der Gerechtigkeit genüge getan werden soll. Ist das die Pointe der Parabel? Ja und Nein. Wir lesen von Jesus, der eine Geschichte erzählt, in einer Geschichte über Jesus, die der Evangelist erzählt. Das ganze Szenario ist doppelbödig, mehrschichtig, wenn man die Reminiszenz an Jeremia mithört, der 700 Jahre vor Jesus seinen Hörern das Weinberglied gesungen hat. Die alte «Unheilsgeschichte» der getöteten Knechte ist der rote Faden, der vom Evangelisten mit dem Unglück Jesu verknüpft wird. Aus der Reminiszenz wird Präsenz.

Jesu pharisäischen Zuhörer nehmen den Faden auf. Sie verstehen die Parabel und merken sehr wohl, welchen Part Jesus ihnen zuschanzt. *Sie* haben die Rolle der treulosen Pächter inne. Sie werden den Sohn töten – denjenigen, der sich erdreistet, in die Rolle des Erben zu schlüpfen. Das Einzige, was sie davon abhält, sogleich zur Tat zu schreiten, ist der Umstand, dass Jesus in der Gunst des Volkes steht.

So erzählt es uns Markus. Wir sind also in der *Story über Jesus* noch nicht an dem Punkt in der *Story von Jesus* angekommen, dem Tiefpunkt, an dem der Sohn getötet wird. Noch ist die Sache offen. Noch wird um das Erbe gestritten. Noch hätten alle, die sich an das erinnern, was in den alten Tagen mit den Propheten geschehen ist, die Chance, den Sohn zu schonen, auf seine Worte zu hören, seiner Einladung zu folgen. Denn er hat allen, die im Weinberg arbeiten, eine Botschaft des Besitzers zu sagen. Denn Jesus ist ein Poet, ein Sänger, der neue Lieder singt und hoffnungsvolle Geschichten erzählt. Der Herr kommt nach Hause, aber nicht um zu richten, sondern um zu befreien. Wer Ohren hat zu hören, hört das Evangelium. Jetzt ist es Zeit, umzukehren und sich daran zu erinnern, dass Gott immer wieder geworben hat, immer wieder barmherzig war und noch einmal und noch einmal seine Propheten geschickt hat, um seine Pacht einzufordern. Und diese Pacht ist der Glaube, ist Euer Herz.

Das ist die Pointe. Dass sich die Hörer als Pächter erkennen, die freudig ihren Teil aus der Überfülle zurückgeben, die sie bekommen haben, dem Gutsherrn dienen, ihm für seine Güte danken, weil er gnädig und barmherzig ist. So gesehen ist auch die dunkle Weinbergerinnerung in der grösseren Erzählung des Evangeliums ein Angebot an alle, die Ohren haben zu hören. Welches Ende gibst Du der Geschichte? Auf welche Seite schlägst Du Dich? Gehörst Du zu denen, die sich freuen, wenn der Sohn kommt? Warum fällt es Dir so schwer, diese einfache Botschaft zu hören und danach zu leben?

Die Geschichte, die Jesus in seiner Geschichte erzählt, gibt eine Antwort. Die Antwort steckt in der Verschachtelung. Sie töteten damals die Propheten und sie töten jetzt den Sohn. So war es im alten Israel, so ist es im Gleichnis und darauf wird es am Ende mit Jesus hinauslaufen. Wir erkennen in dieser Verschachtelung das Evangelium. Was so gut beginnt und so hoffnungsvoll klingt, stösst auf Ablehnung und geht doch weiter. Aber warum dieser Widerstand?

Naiv gefragt: Ginge es nicht einfacher? Direkter? Wir sehen die Figur des Messias im Sohn, die Figur der Propheten in den Knechten und die Figur der verstockten Menschen in den Pächtern, die nicht hören wollten. Und über allen die Figur des Besitzers – ein Schatten Gottes. Abwesend. Könnte der Herr des Weinbergs das Drama nicht verhindern, indem er endlich selbst auftaucht und Ordnung schafft? *Muss* der «geliebte Sohn» umgebracht werden?

Markus stellt es in seinem Evangelium so dar, dass Jesus selbst die Frage stellt und beantwortet, verhüllt in Gleichnissen und unverhüllt in seiner Lehre und in Streitgesprächen. In Kapitel 8,31 heisst es: «Und er fing an, sie zu lehren: Der Menschensohn *muss* vieles leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohen Priestern und Schriftgelehrten und getötet werden und nach drei Tagen auferstehen.»

Die Antwort lautet also: Ja, es *musste* so kommen. Es ging nicht einfacher. Aber die Frage, *warum* es so kommen musste, ist damit noch nicht beantwortet. Zumindest nicht in Gestalt einer Lehre. Wir bekommen nur die Geschichten erzählt, die uns über die Reminiszenz in die Präsenz holt. Im Markusevangelium wird die Frage, *warum* der Messias leiden musste, denn auch nicht mit einem «Dogma» beantwortet, sondern als «Story» erzählt. Der Gewinn: Ich kann als Leser des Evangeliums mit ihm, dem Sohn, der getötet wird, mitgehen. Ich kann ihm nachfolgen. Ich bin bei ihm, wenn er seine Jünger bittet: «Bleibet hier und wachet mit mir.» Und *sie* schlafen, aber *ich* lese weiter, ich bleibe bei, wenn er ganz allein zu Gott im Garten Getsemani fleht: «Dein Wille geschehe.» Und ich höre ihn mit dem Psalm 22 beten: «Warum hast Du mich verlassen, Gott?»

Das alles lese ich und es leuchtet mir ein, es berührt mich. Aber noch ist nicht Karfreitag. Darum will ich am zweiten Sonntag in der Passionszeit noch einmal nachhaken: Weshalb hat Gott das Risiko auf sich genommen, seinen Sohn in diese Welt zu schicken? Hätte er nicht eine weniger gefährliche Strategie fahren können? Wäre die Sache anders gelaufen, wenn einer gekommen wäre, mit weniger radikalen Ideen? Einer, der nicht so provokativ und so parteiisch aufgetreten wäre? Statt einem rebellischen Reich-Gottes-Aktivist ein Weisheitslehrer, der meditiert und keiner Seele etwas zu leide tut? Ein graubärtiger Heiler, der Allversöhnung predigt und alle segnet, die ihm über den Weg laufen, der alt und glücklich stirbt und seinen Nachkommen ein Buch hinterlässt, in dem jeder seine Regeln nachlesen kann? Ein Evangelium ohne Kreuz, ohne Schande, ohne Spott? Ohne Gewalt, ohne Komplikationen, mit einem Weinberg ohne faule Trauben und böartigen Pächtern?

Möglicherweise ist es auch die Version, die Chat GPT kreieren würde, wenn ich ihr den Auftrag erteilt hätte, ein einfaches Evangelium zu fabrizieren. Aber es braucht keine künstliche religiöse Intelligenz, um ein solches Wunschevangelium zu produzieren. Das steckt in uns. Wir sind ständig daran, unsere Evangelien auszuhecken und es nach unserem Gusto zu formen. Es zu entschachteln und das Lästige zu entsorgen. Weil wir nur so die eigenen Anteile am Drama der Passion ausblenden.

Warum musste der Messias sterben? Weil alle, die *seine* Geschichte hören, vor die Entscheidung gestellt werden, ob sie seinen Faden der Geschichte weiterspinnen und diesen mit der eigenen Geschichte verknüpfen. Weil sein Tod *alle* in die Geschichte verstrickt, alle Menschen, Christen und Heiden. Denn der Verrat, die Untreue, das Verbrechen ist nicht die Untat der Bösewichte, auf die *wir* mit den Fingern zeigen könnten. Es sind nicht die «Anderen», die den Sohn töteten, es waren nicht die Juden – um an eine

diabolische Verblendung des Christentums zu erinnern. Das Weinbergdrama ist keine Familienangelegenheit unter Israeliten. Es waren auch nicht die Atheisten oder die Kommunisten, nicht die Schwulen oder die Hexen, auch nicht die bürgerliche Elite oder die dummen Könige, nicht die fehlbaren Päpste oder die fanatischen Sektierer, die den Sohn umbrachten.

Alle Schuldzuweisungen gehören zur Fantasie eines unkomplizierten Evangeliums. Das komplizierte entlarvt uns. Unsere Illusion, dass *wir* die Schuldigen benennen und uns zu Unschuldigen erklären können. Dass *wir* die verbrecherischen Pächter erkennen und sie richten dürfen und uns selbst die Rolle zuweisen, der allein dem Herrn der Geschichte zukommt. Könnte das der Sinn der Passionszeit im Kirchenjahr sein, dass wir die Gelegenheit bekommen, unseren Part im Drama zu erkennen die Mitschuld anzuerkennen, um dann die richtigen Schlüsse zu ziehen? Oder mit einem alten Wort, das viele nicht mögen: Busse zu tun?

Der zweite Sonntag in der Passionszeit, die traditionell eine Busszeit ist, heisst «Reminiszere». Wir rufen uns die Erzählung von ihm ins Gedächtnis, um den richtigen Schluss für uns zu ziehen. Der Sohn ist gekommen, sein Eigentum anzutreten. Unsere Umkehr ist nur möglich, weil die Geschichte eine überraschende Wende nehmen wird. Denn wir verkünden seinen Tod und preisen seine *Auferstehung*. Und die Verbrecher werden *nicht* bestraft. Der Sohn bittet den Vater: «Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» (Lk 23,34)

Dieselbe Pointe hat das Psalmwort, das Jesus seinen Hörern an den Kopf wirft: «Die Bauleute haben den Stein verworfen, der den Bau vollenden soll. Sie haben seinen Wert nicht erkannt, sie haben seine Ecken und Kanten falsch interpretiert, konnten nicht verstehen, welchen Zweck sie erfüllen. Sie haben seine Provokation nicht begriffen. Haben sich zum Bösen reizen lassen. Denn sie wussten nicht, was sie getan haben – und haben darum, unwillentlich und unwissentlich, der Geschichte eine Wende zum Guten gegeben. Das ist gross gedacht und will doch im Kleinen gelebt werden. Es ist der Faden der Glaubensgeschichte, den wir mit den Fäden der eigenen Geschichte verknüpfen.

Ich bin Enkel eines Pächters, habe mitbekommen, wie es an der Seele nagen kann, wenn man nicht Besitzer einer «Heimat» ist. Es ist nur ein Erinnerungsfaden, aber er hat sich mit meiner kindlichen Seele verbunden. Ich war gern mit ihm unterwegs – er lehrte mich melken, ich durfte die Kälber tränken, half ihm beim Mostäpfel sammeln. Für mich war es sonnenklar, dass ich den Hof einmal erben und als Bauer den Hof meines Grossvaters dereinst übernehmen werde. Das habe ich ihm dann eines Tages stolz verkündet. Er reagierte nicht, wie ich es mir erhoffte. Ich sehe immer noch den Schatten im Gesicht, höre die Enttäuschung in seiner Stimme. «Ich bin nur Pächter, Ralph – ich kann Dir nichts vererben.»

Ich habe verstanden und bin nicht Bauer, sondern Pfarrer geworden. Was ich erst später begriffen habe – und ich wollte, ich könnte es meinem Grossvater heute sagen – dass er mir sehr viel mehr als einen Hof hinterlassen hat. Er war ein guter Pächter! Er war ein sanftmütiger, friedliebender Mensch, ein Ehemann, der seine Frau verehrte und bis in den Tod treu begleitete, seinen Töchtern ein liebender Vater, ein leidschaftlicher und fortschrittlicher Bauer, ein engagierter Gemeinderat und ein fantastischer Jasser. Was für ein wunderbares Erbe!

Was macht es mit Menschen, wenn sie sich als Pächter erkennen? Wie gehen sie damit um, dass sie nicht Besitzer sind und von ihnen eine Pacht erwartet wird? Die menschliche Seele ist kompliziert. Sie wünscht sich eine eigene Heimat. Sie strebt nach Selbständigkeit. Sie entdeckt sich als Geschöpf und schwankt zwischen Dank und Trotz, vertraut auf ihren Schöpfer, sucht seine Nähe und versteckt sich, bockt, wenn er sich naht, hört seinen Ruf und verstockt sich, wenn er in sein Eigentum kommt. Dabei erkennt sie das Erbe, das sie schon bekommen hat. Es ist die unerhörte Möglichkeit, ein Mensch zu sein, der in seiner Familie, seiner Gemeinde und seiner Stadt am Wohl mitarbeitet, der in Treue und Liebe dienen und aus der Fülle des Lebens schöpfen darf. Was wir geben können, macht uns glücklich, was wir teilen dürfen, macht uns reich. Es wäre so einfach. *Wir* machen das Evangelium kompliziert.

Es gilt das gesprochene Wort.

Weitere Predigten lassen sich unter www.fraumuenster.ch nachlesen.